

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag u. Sonnabend. In-
sertionspreis: die kleinste
Zeile 10 Pf.

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock
und dessen Umgebung.

Abonnement
vierteljährlich 1 R. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

28. Jahrgang.

Nr. 90.

Dienstag, den 2. August

1881.

Von dem unterzeichneten königlichen Amtsgericht soll

den 30. September 1881

das dem Privatob. Adolph Gustav Caspar in Striesen bei Dresden zugehörige Berggebäude Segen Gottes bei Weitersglashütte, Nr. 10 des Grund- und Hypothekensuchs für Weitersglashütte, nothwendiger Weise versteigert werden, was unter Bezugnahme auf den an hiesiger Gerichtsstelle sowie im Gasthof zu Weitersglashütte und im Börnerschen Gasthof zu Carlsefeld aushängenden Anschlag hierdurch bekannt gemacht wird.
Eibenstock, am 18. Juni 1881.

Königliches Amtsgericht daselbst.
Beschl. S.

Das unterzeichnete Amtsgericht hat heute im Handelsregister für die Stadt Eibenstock auf Fol. 142 verlaublich:

die Firma **C. F. Höhl** in Eibenstock firmirt künftigt **C. F. Höhl & Albert**

und als Mitinhaber dieser Firma
Herrn **Franz Albert** in Eibenstock
eingetragen.

Königliches Amtsgericht Eibenstock,
am 1. August 1881.
Beschl. S.

Bekanntmachung.

Vom Reichsgefetzblatte ist das 21. Stück vom laufenden Jahre erschienen. Dasselbe enthält unter Nr. 1443: Bekanntmachung, betreffend eine Abänderung des Verzeichnisses der gewerblichen Anlagen, welche einer besonderen Genehmigung bedürfen; vom 26. Juli 1881, und liegt an Rathsstelle zu Jedermanns Einsichtnahme aus.

Eibenstock, am 30. Juli 1881.

Der Stadtrath.
Rofe.

Bekanntmachung.

Die Grundsteuer pro 2. Termin laufenden Jahres ist nach 2 Pfennigen von jeder Einheit bis spätestens

den 10. August 1881

bei Vermeidung der Zwangsvollstreckung an den Einnehmer Herrn Adolph Eisner zu entrichten.

Jo hanngeorgenstadt, den 30. Juli 1881.

Der Stadtrath.
Vochmann.

Tagesgeschichte.

— Die „N. F. Pr.“ bringt v. 31. v. M. beachtenswerthe Auslassungen über das deutsch-österreichische Bündniß, indem sie die bevorstehende Zusammenkunft der beiden Kaiser und die tschechischen Aspirationen, wie sie in den Prager Tumulten so widerwärtig zu Tage getreten sind, zu Ausgangspunkten nimmt. Sie sagt: Die Excesse wider die Deutschen in Böhmen haben wohl im deutschen Volke Unmuth und Mißtrauen geweckt, und neben der Theilnahme für die Stammesgenossen Klang aus der deutschen Presse auch der berechtigste Zweifel, ob einer Regierung, die im eigenen Hause den Deutschen so stiefmütterlich begegnet, aufrichtige und dauerhafte Freundschaft für Deutschland zuzuschreiben sei. Dennoch wird man von Berlin aus nichts unternehmen, was auch im Mindesten einer Einmischung in innere österreichische Angelegenheiten gleichkäme. Fürst Bis-marck hat die Allianz mit Oesterreich gesucht und abgeschlossen als mit einer gleichberechtigten Macht; er denkt nicht daran, einen Schritt der Gefühlspolitik zu thun, der hier an entscheidender Stelle verlegen müßte. Deutschland wird die Kreise des Grafen Taaffe nicht stören, so wenig archimedisch sie auch sein mögen; es wird an dem Bündniß mit Oesterreich festhalten, ohne sich um das Loos der Deutsch-Österreich zu bekümmern. Die Gefahr, welche das deutsch-österreichische Bündniß bedroht, ist nicht an der Spree, sie ist in unserer Mitte zu suchen. Wer bürgt uns dafür, daß die antideutsche Politik, die unsere inneren Zustände beherrscht, nicht endlich Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewinnt; daß dieselben Hände, welche so geschäftig das Reich Oesterreichs, weben, nicht in die Beziehungen Oesterreichs zum Auslande eingreifen, daß die alte deutsche Monarchie nicht slavische Zwecke zur Richtschnur ihres Auftretens in großen europäischen Fragen erhebt und das Bündniß mit Deutschland, das Slaven und Römlingen gleich un bequem ist, über Bord wirft? Hat es je einen Staat gegeben, der einer nationalen Großmacht verbündet war und daheim den ärgsten Feinden dieser Nationalität alle Wünsche befriedigte, sie begünstigt und emporhob? Der Widerspruch zwischen der inneren und der äußeren Politik Oesterreichs — welches praktische Ziel könnte er verfolgen, welchen Nutzen für uns bringen? Vergebens mühen wir uns ab, diese Frage zu beantworten. Wir sehen die Gefahr für das deutsch-österreichische Bündniß näher und näher rücken, und es beschleicht uns bange Sorge bei dem Gedanken, welcher ungewissen Zukunft wir preisgegeben wären, wenn eines Tages die auswärtige Politik Oesterreichs den Slaven ausgeliefert würde. Nicht für uns, nicht für unsere Nationalität würden

wir dann zittern, sondern... wir überlassen es unsern Lesern, den Satz zu vollenden.

— Oesterreich. Der Reise, welche Kaiser Franz Josef demnächst nach den Alpenregionen seiner Monarchie und darüber hinaus nach Süddeutschland unternommen wird, ist politische Bedeutung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht beizulegen. Die Zusammenkunft des österreichischen Monarchen mit dem Kaiser Wilhelm in Gastein ist gewissermaßen nur eine äußerliche Bethätigung eines politischen Verhältnisses, dessen Vorhandensein nicht erst bewiesen zu werden braucht, da Niemand es bisher noch in Frage gestellt hat. Die österreichisch-deutsche Allianz ist ja „thurnhoch“ über alle Zweifel und Anfeindungen erhaben. Der Ausflug, den der Kaiser nach Mainau und Friedrichshafen unternommen soll, hat noch weniger politische Tragweite; die Politik Württembergs und Badens wird heute ja in Berlin gemacht. Auch dem Absteher nach Innsbruck ist keine politische Bedeutung beizulegen. Der Kaiser liebt das schöne Bergland und besucht es gern, besondere Gründe für einen solchen Besuch, außer dem allgemeinen Wunsche des Monarchen, eine treue Provinz wieder zu sehen, liegen nicht vor. Die Ultramontanen werden die Gelegenheit benutzen und allerlei Spektakel und Demonstrationen zu Gunsten der Glaubenseinheit in Szene zu setzen suchen, sie dürften aber die Rechnung ohne den Wirth machen. Sie haben eben keine Aussicht auf Erfüllung ihrer extremen Wünsche. Keiner Partei steht das Ministerium Taaffe augenblicklich fern, als der Ultramontanen.

— England. London, 28. Juli. Zur Entdeckung der Höllemaschinen in Liverpool wird der „Times“ von dort geschrieben: Unter den hiesigen Kaufleuten macht sich die Meinung geltend, daß die Höllemaschinen lediglich zu dem Behufe nach England gesandt wurden, um Aufsehen zu erregen und die Abnehmer des „Scharnhöfens“ zu ermuntern, ihre Beiträge fortzusetzen. Man glaubt, daß, wenn die Absender dieser Höllemaschinen die in den Blättern „Irish World“, „United Irishman“ und „Sunday Democrat“ befürworteten unheilvollen Pläne wirklich auszuführen beabsichtigten, sie ihr Material in einer Weise versendet haben würden, welche eine leichte Entdeckung unmöglich gemacht hätte. Man glaubt, daß die Personen, welche die Sprengkörper nach Liverpool verschifften, fast gleichzeitig die Behörden davon unterrichteten, und diese Meinung wird durch den Umstand der an Bord der Dampfer „Malta“ und „Bavarian“ gemachten Entdeckungen bestätigt. Der Minister des Innern erhielt so genaue und rechtzeitige Information, daß er im Stande war, dieselbe noch vor Ankunft der Dampfer zu vervielfältigen und an verschiedene Behörden zu senden, und als die Schiffe ankamen,

waren die entsandten Beamten im Stande, sofort denjenigen Theil der Ladung zu bezeichnen, in welchem die Höllemaschinen versteckt waren. Eins ist ganz klar, daß die Höllemaschinen entweder zu dem Zwecke nach England geschickt wurden, damit sie mit Beschlag belegt werden, oder daß es Verräther unter der irischen Brüderschaft in Amerika giebt. Viel ernster als vorstehende Correspondenz der „Times“ faßt die Londoner konservative Presse das Höllemaschinen-Complot auf.

— Italien. Rom, 26. Juli. Es herrscht augenblicklich scheinbar politische Stille in Italien; aber Volk und Regierung sind deshalb doch nicht unthätig. Beide erkennen die Nothwendigkeit, daß Italien sich zuverlässiger Freunde verschere, um im Falle der Noth nicht einsam zu sein. Diese Erkenntniß hat einen sehr ernstlichen Grund. Ohne es laut auszusprechen, weiß doch Jeder, daß uns ein tiefer Zwiespalt von Frankreich trennt, der, wie man fürchtet, früher oder später in offene Feindseligkeit ausarten könnte. Erst jetzt empfindet man schmerzlich, daß die Leitung unserer auswärtigen Politik durch Cairoli das gute Einvernehmen zwischen Italien und Oesterreich schwer beeinträchtigt hat. Konnte man in Wien doch nicht vergessen, daß Cairoli zu Denen gehörte, für welche Italien so lange noch nicht ganz befreit ist, als Triest und Trient sich noch in den Händen Oesterreichs befinden! Das zerstörte Einvernehmen wiederherzustellen, ist jetzt das Ziel, welches die Regierung sich setzen muß. Durchweg herrscht die Ueberzeugung, daß die Zeit der Sentimentalitäten und Illusionen vorüber ist, zu welchen letzteren namentlich auch der vielberufene „Pund der lateinischen Völker“ gehört. Frankreich und Italien sind zu nahe aneinander gerückt, ihre Interessen sind zu gleichartig, als daß sie sich gegenseitig viel nützen und ehrliebe Verbündete sein könnten. Beide streben nach der Herrschaft auf dem Mittelmeere, beide haben die Augen auf die afrikanische Küste gerichtet, um sich dort ein Ventil für ihren Handel und ihre Industrie zu eröffnen und es ist daher natürlich, daß statt der Freundschaft vielfach Rivalität zwischen ihnen entstehen muß. Soll ein Bündniß zwischen zwei Völkern andauernd wirksam und nützlich sein, so muß jedes von ihnen eine andere Sphäre für seine Interessen haben, was bei Italien und Frankreich nicht der Fall ist. Das erkennt man hier sowohl auf Seiten der Rechten wie der Linken, und man ist allseitig darüber einig, daß wir einen festeren Anschluß an die nordischen Mächte suchen müssen. Es giebt allerdings in der regierenden Partei eine freilich nicht sehr starke Stimmung, die von Depretis und dessen Organ „Popolo romano“ unterstützt, immer noch die Freundschaft mit Frankreich obenan stellt. Depretis glaubt damit vielleicht den Traditionen Cavour's zu folgen. Wenn Cavour

jedoch jetzt noch lebte, so würde er anderer Meinung sein und nur ein Bündniß erstreben, das Italien sichere Aussicht auf Nutzen eröffnet. Depretis ist klug genug, um auch seinerseits bald einzusehen, daß es für Italien nicht von Nutzen sein kann, immer isolirt zu bleiben, nur damit der Argwohn Frankreichs nicht erweckt werde, während doch gerade diese Isolirung Frankreich dazu verleitet, und gegenüber jede Rücksicht fallen zu lassen. Man hegt die Hoffnung, daß unser neuer Minister des Auswärtigen, Mancini, die drei Monate parlamentarischer Ferien dazu benutzen wird, um Italien seiner Isolirung zu entreißen und Frankreich gegenüber in größeren Respekt zu setzen. Man weiß, daß Mancini eifrig in diesem Sinne arbeitet, und alle Einsichtigen wünschen ihm Glück dazu.

— Rußland. Kaiser Alexander hat sich am 28. v. M. mit der Kaiserin, dem Großfürsten Thronfolger und den Großfürsten Georg Alexandrowitsch und Alexis Alexandrowitsch, begleitet vom Minister des Innern Grafen Ignatieff und dem Grafen Woronzoff-Daschloff und dem kaiserlichen Gefolge, von Peterhof direkt nach Moskau begeben. Diese Nachricht kommt überraschend, bisher ist von der Absicht des Kaisers, Moskau jetzt zu besuchen, auch nicht das Geringste an die Oeffentlichkeit gedrungen. Allgemein nahm man an, der Hof werde nicht vor der im September in Aussicht stehenden Krönung nach der alten Czarenstadt sich begeben. Daß derselbe die Reise dahin jetzt schon unternommen hat, darf man als einen neuen Triumph der ausgeprägten Panславisten Ratschloß und Alkassoff betrachten. Auf wie lange das kaiserliche Hoflager im Kreml aufgeschlagen wird, ist nicht bekannt. Soll die unerwartete Uebersiedlung etwa die von den Ultrussen verlangte Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Petersburg nach Moskau bedeuten? Zu vermuthen steht, daß der Czar längere Zeit in Moskau zu bleiben gedenkt, da er vor seiner Abreise von Peterhof noch die Ernennungen des Großfürsten Alexis zum Generaladmiral und des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, jüngsten Bruders Alexander's II., vollzogen hat. Bekanntlich bekleidete Großfürst Konstantin bisher diese Ämter.

Sächsische Nachrichten.

— Dresden. Das „Dr. 3.“ schreibt: Es ist in letzter Zeit mehrfach an die hiesige chemische Centralstelle die Frage gestellt worden, welcher es komme, daß gewisse Sorten mit an sich unschädlichen Farben bedruckter Tapeten kurze Zeit nach ihrer Befestigung an den Wänden unserer Wohnräume sich durch das Auftreten eines höchst unangenehmen Geruches, der sehr lange Zeit andauert, nicht sowohl gesundheits-schädlich als vielmehr belästigend wirkt und den Aufenthalt in solchen Räumen erschwert, bemerkbar machen. Untersuchungen, welche in der chemischen Centralstelle zur Beantwortung dieser Frage angestellt worden, haben hierbei Folgendes ergeben: Die belästigenden Exhalationen tapetzirter Wände treten hauptsächlich aus solchen Tapeten auf, welche mit blauem oder grünem Untergrund versehen sind, kommen aber auch bei solchen zum Vorschein, wo die blaue oder grüne Farbe den größten Theil des Musters ausfüllt und wo dieser Farbstoff in der Hauptsache aus blauem oder grünem Ultramarin besteht. Letzterer ist ein an sich völlig unschädlicher, besitzt aber die Eigenschaft, durch schwachsaure Flüssigkeit sich zu erweichen und während dieser gewöhnlich langsam vorschreitenden Zerfetzung den höchst unangenehmen Geruch nach faulen Eiern zu verbreiten, d. h. Schwefelwasserstoffgas zu entwickeln. Zur Befestigung der Tapeten an den Wänden unserer Wohnungen bedient man sich aber hauptsächlich leicht säuernder, sehr häufig schwach-saurer Klebmittel, Kleister und Leim, welche, nachdem sie auf die Tapete aufgetragen, leicht durch das Papier dringen und auf die Tapetenfarbe in genannter Weise einwirken, so daß schon ein höchst geringer Grad eingetretener Säuerung hinreicht, um die Erscheinung hervorzurufen. Letztere tritt zumal dann nachhaltiger auf, wenn die Wände etwas feucht und schon mit mehrfachen Tapetenlagen bedeckt sind, so daß der Kaltwurz nicht mehr neutralisirend auf die erzeugte Milchsäure im Klebmittel wirken kann. In solchem Falle, in welchem man daher genöthigt ist, neue Tapeten auf Tapetenuntergrund zu befestigen, wie in allen Fällen, wo grüne oder blaue Tapeten Verwendung finden, ist daher anzurathen, nur solche Klebmittel anzuwenden, welche entweder nicht säuren, oder, sofern sie zur Zerfetzung neigen, vor ihrer Verwendung geringe Mengen Kalkmilch oder Sodaauszug enthalten und dadurch den Eintritt des erwähnten Uebelstandes von vornherein ausschließen.

— In einem Cigarrengeschäft in Chemnitz erschien vor einigen Tagen in der Mittagszeit, wo nur ein jugendlicher Verkäufer im Geschäfte anwesend war, ein ungefähr 15 Jahre alter unbekannter Bursche und verlangte im Auftrage des Vaters des Geschäftsinhabers 20 M. Der Verkäufer, dem die Sache verdächtig vorkam, antwortete, um denselben los zu werden, daß er nicht so viel Kleingeld in der Ladentasse habe, worauf sich der Unbekannte entfernte, nach einigen Minuten erschien derselbe jedoch wieder und verlangte 15 M., worauf ihm vom Verkäufer geantwortet wurde, daß er es nur mit Genehmigung seines Principals

geben könne. Der Unbekannte entfernte sich abermals, kam nach einiger Zeit zum dritten Mal wieder zurück und gab nun an, daß er vom Geschäftsinhaber beauftragt worden sei, sich von ihm 15 Mark aus der Wechselkasse geben zu lassen. Da der Bursche so vertraut mit den Einrichtungen war und so sicher auftrat, schenkte der Verkäufer seinen Worten Glauben und gab ihm aus der letzterwähnten Kasse die verlangten 15 M., erfuhr aber auch, als sein Principal in das Geschäft kam, daß er das Opfer eines Betrügers geworden war. Am Freitag ist es endlich einem der Chemnitzer Criminalpolizeibeamten gelungen, den Betrüger zu ermitteln, und zwar in einem Burschen von dort, der im vorigen Jahre als Laufbursche im genannten Geschäft thätig war, aus welchem er, wie sich erst jetzt ergeben hat, wegen Unterschlagung von Geldern entlassen worden ist.

— Zwickau, 29. Juli. Dem Vernehmen nach hat das Ministerium des Innern zu der im September nächsten Jahres hier stattfindenden landwirthschaftlichen Landesausstellung außer dem jährlichen Reservat zu den Landesausstellungen, welches einschließlich der Zinsen sich zu einem Betrage von 10,700 M. ansammeln wird, für die Prämüirung der Pferde noch besonders einen Beitrag von 3000 M. unter der Voraussetzung, daß die Stände, die für die nächste Finanzperiode im Staatshaushaltsetat für Beförderung der Landwirthschaft zu postulirenden Mitteln ungeschmälert bewilligen, in Aussicht gestellt.

— In Annaberg fand die Verlosung von eilem Zuchtmaterial zur Hebung der Pferde zu statt. Viele Gewinne, edle Oldenburger und Hannover'sche Fohlen, bis 2 1/2 Jahre alt, sind an Leute gefallen, die voraussichtlich davon keinen Gebrauch machen können. Kennern und Pferdeliebhabern ist somit Gelegenheit geboten, vorzügliches Material billig anzukaufen. Der Verkauf findet in Annaberg durch den Generalagenten Würtz auf dem Ausstellungsgelände statt.

— Thurm, 29. Juli. Am letzten Montage wurde ein hiesiger renitentier Fortbildungsschüler, der sich der Abführung durch den Schulboten zur Verbüßung einer Carcerstrafe widersetzt hatte, auf Anordnung der zuständigen lgl. Behörde unter Beihilfe eines Gendarmen ins Carcer abgeführt. Der Vater des betreffenden Schülers ist von der lgl. Behörde wegen eigenmächtigen Einschreitens gegen die Ordnung der Schule auf Grund des Schulgesetzes mit 30 Mark Geldstrafe event. 10 Tagen Haft belegt worden.

— Wurzen, 26. Juli. Heute Nachmittag wurde die Frau des Gutsbesizers Tscherner in Polenz, welche mit ihren beiden Kindern auf dem Felde beschäftigt war, von dem heranziehenden Gewitter überrascht, und auf dem Heimwege von einem großen Unglück betroffen. Ein Blitzstrahl traf vor den Augen der Mutter den Knaben und tödtete denselben sofort, während das Mädchen gestreift und gelähmt wurde. Die Mutter selbst blieb unverfehrt.

— Wie aus Borna geschrieben wird, hat der furchtbare Sturm während der Nacht zum 27. v. M. auf der Leipzig-Bornaer Chaussee nicht weniger als 123 tragbare Pflaumen-Bäume theils umgebeugen, theils abgebrochen und entwurzelt. Der Schaden von Früchten soll ein bedeutender sein.

Bilder aus Amerika.

Von John Just.

XII.

Wie so Vielen, so erging es auch mir; in New-York fand ich nicht das, was ich suchte, nämlich lohnende Arbeit. Ich entschloß mich daher, weiter in's Land zu gehen und mein Glück dort zu versuchen. Die Reise dahin, in's Innere der Vereinigten Staaten, trat ich von New-York aus an und zwar, da dieses bekanntlich auf einer Insel liegt, zuerst mittelst Dampfboot bis Jersey-City, der Hauptstadt des Staates New-Jersey, woselbst sich der Bahnhof (das Depot, wie es dort heißt) der nach dem Westen gehenden Eisenbahnen befindet. Schon in New-York findet man Bahnhöfe, auf denen der Reisende auf seinen Abgang in's Land zu warten hat; diese sind aber, so groß und schön New-York im Ganzen ist, meist ganz schlecht und für das Publikum eben nur Wartplätze, die kaum Schutz gegen Wind und Wetter geben.

Der Abgangsort der Pennsylvania Centralbahn, die ich für's Erste zu benutzen gedachte, ist gleich neben Castle Garden, am Pier oder Dock Nr. 1. Hier löste ich mir auch ein direktes Billet nach dem Plage im Staate Ohio, der mein Reiseziel war, Versailles war sein Name. Die Billets kann man sich auch schon vorher in der Stadt lösen, jedoch ist man dort vielfachen Betrügereien ausgesetzt. Ob man nun Express- oder Emigrantenzug benutzt, hängt ganz von den zu Gebote stehenden Mitteln ab. Da ich nichts zu versäumen hatte, fuhr ich mit dem Emigrantenzug, der natürlich viel langsamer fährt, dafür aber auch viel billiger ist als jener. So bezahlte ich für die ganze Fahrt von über 1000 englischen Meilen (mehr als 250 deutsche) ungefähr 12 Dollars.

Jersey-City, unser Ausgangspunkt, zählt 120,000 Einwohner, ist aber zum Theil von armen Leuten bewohnt. Da die Stadt ganz flach und mit dem Hudson fast auf gleicher Höhe liegt, so ist es dort

auch immer feucht und ungesund. Gleichwohl herrscht ein reger Verkehr in Jersey-City, da sich hier verschiedene Bahnhöfe, wie auch der Landungsplatz vieler Dampfer, darunter der Liverpooler, befinden. — Viel freundlicher nimmt sich daneben Hoboken aus, eine Stadt von ziemlich 60,000 Einwohnern, von der vor mehreren Jahrzehnten kaum mehr als der Name existirt haben soll. Hoboken ist das Schoon-Kind der New-Yorker geworden, da sich hier wirklich Natur und Kunst vereinigen, um es zu einem sehr angenehmen Aufenthaltsorte zu machen. Die Straßen sind breit und von dicken Kastanienbäumen beschattet, die nächste Umgebung reizend. Die Einwohnerschaft besteht zum großen Theil aus New-Yorker Geschäftsleuten, unter denen eine Menge Deutsche sind. In Hoboken werfen auch die Hamburger und Bremer Dampfer Anker. Dasselbst hatte ich später einmal Gelegenheit, ein Häuserstieben zu beobachten. Es ist das kein Humbug, wie so manche geschickte Leute behaupten wollen, die es nicht gesehen haben. Ich aber habe es gesehen, wie ein fünfstöckiges Backsteinhaus mittelst Pressen mit Allem, was darin war, 8 Fuß in die Höhe geschraubt und mehrere Ellen in die Straße zurückgeschoben wurde. Mit Holzhäusern wird nicht viel Sache gemacht, die habe ich, mit ein paar Pferden bespannt, über mehrere Straßen wegwalzen sehen.

Die Bahnhöfe in den Vereinigten Staaten sind fast durchgängig lange, simple Bretterbuden. In Deutschland baut man gewöhnlich zuerst schöne, oft auch sehr kostspielige Bahnhöfe, das fällt den Amerikanern nicht ein. Sie bauen zuerst die Bahn und behelfen sich lange Zeit mit sehr einfachen Baracken als Stationshäusern, was auch sehr vernünftig, wie wohl für die Reisenden sehr unbequem ist. Die amerikanischen Eisenbahnen sind überhaupt ganz anders eingerichtet, als die unsrigen. Die Wagen (cars) sind nicht in verschiedene Coupees eingetheilt, sondern bilden einen großen Raum, zu dem an beiden Enden Glashüren führen. Vor diesen Glashüren ist ein kleiner Vorplatz, die Plattform, und kann man von einem Wagen zum andern gehen. Im Innern des Wagens stehen zu beiden Seiten zweifelhafte gepolsterte Bänke oder Lehnsessel mit beweglichen Lehnen, die man umschlagen kann, so daß die auf zwei Bänken sitzenden Personen sich nach Belieben in's Gesicht sehen oder einander den Rücken zuehren können. In der Mitte zwischen den Bankreihen führt ein Weg von einer Thür zur andern. Ferner hat man drüben nicht verschiedene Wagenklassen und nur einen Preis; in jedem Wagen befinden sich Bequemlichkeitsanstalten. In einer Ecke steht ein großes Gefäß mit Eiswasser, im Winter stehen in jedem Wagen ein oder zwei gutheizende Defen. Eine Familie kann einen besonderen, state room (Staatszimmer) genannten Raum für 4 oder 5 Dollars erhalten. Abends verwandelt sich dieses state room wie durch Taschenspielerlei in ein Schlafzimmer. Auf dem Fußboden befindet sich ein breites Bett für zwei Personen und über demselben, wie in einer Schiffskajüte, zwei schmälere. An jedem Schnellzuge hängen außerdem noch Wagen hinten, die sleeping cars (Schlafwagen); für einen Dollar bekommt man da ein gutes Lager für die Nacht. Die meisten Schnellzüge führen auch noch hotel cars mit sich! es ist daher recht gut möglich, während der Fahrt, während man dahinbraust durch Flur und Wald, über Berg und Thal, an Städten und Flecken vorüber, das feinste dinner (Mittagsessen) oder supper (Abendbrot) zu genießen. Die Schnellzüge halten sehr wenig an; an Aussteigen ist dabei nicht zu denken. Auch wird vor dem Abgang nicht dreimal geläutet, wie es in Deutschland der Fall ist. Mit einem Zeichen von der Lokomotive setzt sich der Zug auch schon in Bewegung; auf der ersteren ist eine Glocke angebracht, die der Führer zu läuten hat an Bahnübergängen und um die Bahn frei zu halten. An den Uebergängen giebt es keine Barrieren und sieht man da nur eine Tafel mit der Schrift: Look out for the engine (Seht, ob die Lokomotive kommt).

Abends 7 Uhr reiste ich von Jersey-City ab und hatte, bis ich an meinem Ziele angelangt war, zwei Tage und zwei Nächte zu fahren. Ich hatte versäumt, mir Lebensmittel auf diese Zeit mitzunehmen und mußte daher auf der Tour nach Harrisburgh, wo wir nach einer 15stündigen Fahrt ankamen, hungern. Kurz vorher, vor unserer Ankunft in Harrisburgh, erschien ein Mann, der in den Wagen umherging und Backwerk, harte Eier, Kaffee u. s. w. zu verkaufen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Was die Liebe vermag.

Roman von G. Wagner.

(Fortsetzung.)

Alle priesen die stolze Lady glücklich, denn Keiner konnte ja ahnen, was sie litt und welche düsteren Sorgen sich unter einer glänzenden Außenseite verbargen.

Es war an einem Nachmittag, als sich Martin Clifford bei der Lady anmelden ließ und von derselben freundlich angenommen ward. Er hatte sich seit seinem ersten Besuch in Schloß Romondale mit Erfolg bemüht, ihr Vertrauen zu gewinnen, und sie

von seiner
Geschick zu
gen ihn
und sie su
bestimmen.

Clifford
ten zusam
besucht, da
kannte un
mied.

„Ist
nach der
Die
im leichten
Corsofah
Dinge zu
lichen Zw

„Bale
aus; das
sehr an.“

„Ich
Lady sorg

„Sie
„aber ihr
führt ein
auf ihre
Finden S
werth?“

Clifford
vielsagend
welches ei
ihn gewäl

„Lady
inmitten
Kind kam
Entbehrun

„Wie
die Lady
es ja nicht
soll ich si

„Sie
nehmen,
ung erwie
zu werde
verkehren.

„losgleite
meine G
ich scharf
Ihres G
Liebe ihr
Vertrauen
den Sie

„Syr
Lady mit
hielt ich
ich Valerie
alle Qua

„Es
Sie thun
mit Vale

„Wie
zu werde

„Sie
mich heir

„Kan
ihr Gefü

„Sie
Zukunft,
hängt ob
den Ged
ten Ziele
Maske a

„Mit
geheime
Ein will
überzog
heimliche
ihrer S
vorschrift

„Em
beharrlich
und bes
ich es ni
kommen

„Ein
Augen v
druck un
zurück.

„Wo
sam her

„Ja!
es, wenn
Theil w
mir die
Sie nicht
nichten
Namen
bote ih
hole ich
sprechen

„Ihr
und ver
gelte sic

„Ich

von seiner Theilnahme für ihr und ihrer Tochter Geschick zu überzeugen. Ihr früherer Argwohn gegen ihn war einem freundlichen Zutrauen gewichen und sie suchte immer wieder von Neuem Valerie zu bestimmen, ihn nicht zurückzuweisen.

Clifford traf häufig mit der Lady in Gesellschaften zusammen, hatte sie aber bis heute nicht wieder besucht, da er die ihm feindliche Gesinnung des Lords kannte und deshalb jede Begegnung mit ihm vermied.

„Ist ihr Gemahl zu Hause?“ fragte Clifford nach der ersten Begrüßung.

Die Lady verneinte und Clifford begann nun im leichten Salonon über die heute bevorstehende Gorfahrt im Park und über dergleichen allgemeine Dinge zu reden; dann erst berührte er den eigentlichen Zweck seines Kommens, indem er leise sagte:

„Valerie sieht seit letzterer Zeit nicht mehr wohl aus; das Ertheilen von Unterricht strengt sie zu sehr an.“

„Ich habe es auch schon bemerkt,“ erwiderte die Lady sorgenvoll.

„Sie beklagt sich zwar nie,“ fuhr Clifford fort, „aber ihr Aussehen ist bleich und leidend. Sie führt ein zu freudenloses Dasein und ist zu viel auf ihre eigenen düsteren Gedanken angewiesen. Finden Sie das Loos ihrer Tochter nicht beklagenswerth?“

Clifford's Blick durchstreifte bei diesen Worten vielsagend das Gemach, in dem er sich befand und welches einen Luxus aufwies, wie nur der Reichtum ihn gewähren kann.

Lady Romondale verstand ihn wohl. Sie lebte inmitten von Glanz und Pracht und ihr unschuldiges Kind kämpfte um ein milderes Dasein täglich mit Entbehrungen und mit der Verzweiflung.

„Wie gern möchte ich sie um mich haben,“ sagte die Lady mit gebrochener Stimme, „aber ich darf es ja nicht! O, rathen Sie mir, Mr. Clifford, wie soll ich sie retten!“

„Sie können Sie unmöglich in Ihr Haus aufnehmen, Mylady! Aber wenn Valerie meine Reizung erwidern würde, wenn sie einwilligte, die Meines zu werden, dann könnten Sie ungehindert mit ihr verkehren. Auch Ihr Gemahl würde die Grundlosigkeit seiner Eifersucht einsehen, sobald ich ihm meine Gemahlin vorstellte. Sie sehen, Emmy, daß ich scharfsichtiger als die Welt den hohlen Schein Ihres Glücks durchschaue. Sie haben zwar die Liebe ihres Gemahls nicht verloren, wohl aber sein Vertrauen. Durch meine Heirath mit Valerie würden Sie dasselbe wiedergewinnen!“

„Sprechen Sie nicht von meinem Gemahl!“ bat die Lady mit bebenden Lippen. „Als ich ihn heirathete, hielt ich die Vergangenheit für abgeschlossen! Aber nun ich Valerie wiedergewonnen habe, sind lebhafter denn je alle Qualen der Vergangenheit in mir erwacht!“

„Es kann sich Alles zum Guten wenden, wenn Sie thun, um was ich Sie bitte. Sprechen Sie mit Valerie zu meinen Gunsten!“

„Wie kann ich meine Tochter überreden, die Ihre zu werden, wenn sie keine Liebe für Sie fühlt?“

„Sie können ihr als Mutter gebieten, daß sie mich heirathet!“ rief Clifford in entschiedenem Tone.

„Kann ich ihr befehlen, etwas zu thun, wozu sie ihr Gefühl sich empört?“

„Sie können und müssen es, denn Ihre eigene Zukunft, wie die Ihres Gatten und Ihres Sohnes hängt davon ab!“ fuhr Clifford fort, welcher durch den Gedanken, noch immer nicht zu dem langersehnten Ziele gekommen zu sein, veranlaßt wurde, die Maske abzuwerfen.

Mit Schreden verstand die unglückliche Frau die geheime Drohung, welche in diesen Worten lag. Ein wildes Entsetzen ergriff sie und eine tiefe Blässe überzog ihr Antlitz, während Clifford sie mit unheimlichem Blick ansah, als wollte er in dem Grunde ihrer Seele die Antwort, welche ihr die Verzweiflung vorschrieb, lesen.

„Emmy,“ fuhr Clifford hastig fort, als die Lady beharrlich schwieg, „ich liebe Valerie leidenschaftlich und beschwöre Sie deshalb, mir zu helfen, wenn ich es nicht, um Valerie zu besitzen, zum Aeußersten kommen lassen soll!“

Ein drohender unheimlicher Blick seiner dunklen Augen verlieh seinen Worten einen größeren Nachdruck und Lady Romondale wich erschreckt von ihm zurück.

„Wollen Sie mich verrathen?“ brachte sie mühsam hervor.

„Ja!“ antwortete Clifford trotzig. „Ich werde es, wenn Sie sich weigern, mir Ihren Beistand zu Theil werden zu lassen! Sie dürfen es nicht wagen, mir die Erfüllung meiner Bitte zu versagen, wenn Sie nicht Ihr und Valerians Glück für immer vernichten wollen. Wer wird sie heirathen wollen ohne Namen und Herkunft? Ich aber liebe Sie und biete ihr Herz und Hand an und deshalb wiederhole ich meine Frage, Emmy, wollen Sie für mich sprechen?“

Ihr schönes, ihm zugewendetes Antlitz war bleich und verstört und in ihren klaren blauen Augen spiegelte sich die heftige Erregung ihres Innern wieder.

„Ich werde zu ihr gehen,“ sagte sie dann in

hohlem Tone, „und sie bitten, sie aufzehen, daß sie einwillige, Ihre Gattin zu werden. Der Himmel weiß es, daß ich es weder um Sie, noch um meinen Willen thue, sondern lediglich um meinen Gemahl und um meinen Sohn, damit derselbe nicht einft dem Andenken seiner Mutter fluchen soll! Um ihres eigenen Wohles willen werde ich meine arme Valerie bitten, daß sie in diese Heirath willigt, für mich aber werde ich nicht um Gnade flehen!“

„Ich bin es zufrieden,“ entgegnete Clifford höhnisch, „besuchen Sie Valerie am morgigen Tage und senden Sie mir dann einen Brief, der mir das Ergebnis Ihrer Bemühung mittheilt, nach meiner Wohnung.“

Er stand auf, verabschiedete sich von ihr und verließ hierauf das Gemach. Nachdem er sich entfernt hatte, saß die Lady noch lange in tiefes Nachsinnen verloren und, starren Blickes vor sich hinschauend, regungslos da.

„Nein, nein, ich kann dieses Opfer nicht von ihr verlangen,“ sprach sie dann halblaut vor sich hin. „Und dennoch, weshalb weist sie Clifford zurück? Er betheuert mir, daß er sie liebe und sie glücklich machen würde. Ich will ihr morgen Alles gestehen und in ihre Hand die Entscheidung legen. Weigert sie sich dann noch, vermag sie ihren Willen gegen Clifford nicht zu überwinden, — dann bleibt mir ja noch immer ein letzter Ausweg, — der Tod! Weshalb führte das unerbittliche Geschick mir diesen Mann von Neuem in den Weg, durch den ich mein Kind wiederfinden und zugleich verlieren soll! Arme Valerie, Du ahnst es nicht, daß mein Herz um Dich blutet und daß das Schicksal als furchtbaren Tribut seines Rechts von Dir die Wahl fordert, Dein Glück dem Frieden Deiner Mutter zu opfern oder einer düsteren, unheilvollen Zukunft entgegenzugehen.“

41. Kapitel.

Im Park.

Der Zufall bewährte sich wieder an diesem sonnigen Frühlingstage als Martin Clifford's Verbündeter.

Von anderer Seite war bereits bemerkt worden, daß Valerie leidend aussehe. Mrs. Williams sprach sogar mit Mrs. Douglas, ihrer Nachbarin, darüber. Diese wußte die guten und raschen Fortschritte ihrer Tochter im Zeichnen und in der Musik unter Valerians Leitung ebenso gut zu würdigen, wie sie es wußte, daß die begabte Lehrerin zu einem außerordentlich mäßigen Preise Unterricht ertheile. Sie war daher nicht wenig über die Mittheilung ihrer Hauswirthin erschreckt.

Nach kurzer Ueberlegung gewann sie die Ueberzeugung, daß es Valerie wohl an frischer Luft mangle und entschloß sich daher, Miß Gloom zu einer Spazierfahrt am Nachmittage einen Platz in ihrem Wagen anzubieten.

„Niemand wird sie für eine Lehrerin halten, denn sie hat das Aussehen einer Dame,“ dachte sie. „Sie soll mit uns im Park spazieren fahren. Sie wird sich durch diese Ehre sehr geschmeichelt fühlen und meine Tochter werden sich darüber freuen. Ich will zu ihr gehen und sie selbst einladen.“

Sie führte sogleich ihren Voratz aus und Valerie nahm ihr Anerbieten dankbar an.

Um vier Uhr fuhr Mrs. Douglas' Wagen, auf dessen Vorderstuh ein Diener in Livré saß, vor das Gartenthor der kleinen Villa. Mrs. Douglas kam langsam und würdevoll aus dem Hause, stieg in den Wagen hinein und ließ sich auf den bequemen Vorderstuh in demselben nieder. Ihre Toilette war sehr elegant und an ihrem schwarzen Sammethute wallte eine rote Feder. Miß Mary und Martha Douglas traten gleich darauf mit hastigen Schritten aus dem Hause. Beide junge Mädchen waren vollständig nach der neuesten Mode gekleidet und eilten lebhaft auf den Wagen zu. Kaum hatten sie in demselben Platz genommen, als auch Valerie in einer einfachen schwarzen Kleidung sich dem Wagen näherte.

Mrs. Douglas lächelte ihr freundlich zu und war außerordentlich höflich gegen ihren Besuch. Sie nahm die bescheidene Toilette und das verschleierte Gesicht des jungen Mädchens als ein Zugeständniß gesellschaftlicher Unterordnung auf.

„Mary und Martha, setzt Euch zusammen auf den Rücksitz,“ sprach sie zu ihren Töchtern. „Miß Gloom, setzen Sie sich zu mir! Und nun, Johann, fahren Sie uns nach Hyde-Park! Sind Sie schon einmal im Hyde-Park spazieren gefahren, Miß Gloom?“ fragte Mrs. Douglas, als sich der Wagen in Bewegung setzte, und auf Valerians Verneinung fuhr sie huldvoll fort: „Ah, dann werden Sie über den Glanz staunen! Sie werden den Adel Englands sehen, und das ist ein herrlicher Anblick! Ich bin überzeugt, das schwerlich Jemand so gut wie ich die Namen der hervorragenden Persönlichkeiten kennt.“

Der Wagen bog jetzt in den Park ein und schloß sich der Reihe eleganter Wagen an, die sich nur langsam in der Allee fortbewegten.

Mrs. Douglas befand sich jetzt in ihrem Element und bemühte sich, der jungen Dame an ihrer Seite durch ihre Bekanntschaft mit der „feinsten Gesellschaft“ zu imponiren.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Woran hängt nicht oft das Schicksal eines Menschen? Pannel, welcher kürzlich als Angeklagter vor dem Schwurgericht des Mayenne-Departements stand, kann sagen, daß sein Schicksal an einem Nagel hing. Ohne diesen rettenden Nagel würde Pannel, ein Hausfrevler, welcher, das Päckchen auf dem Rücken, seit 30 Jahren alle Wege und Stege der Umgebung Laval durchzogen, sein Leben im Gefängniß beschloffen haben, trotz der Hunderttausend Francs, welche er in seinem bescheidenen, aber lohnenden Berufe erworben hat. 100,000 Frs.! das ist viel für einen umherziehenden Händler; auch die immer argwöhnische öffentliche Meinung dachte so und war nicht überrascht, als man eines Tages hörte, daß Pannel unter der Anklage, einen Diebstahl mittelst Einbruchs verübt zu haben, in Haft genommen sei. Am 24. März war er einer Frau Couet begegnet, als diese sich auf den Markt begab; es war 7 1/2 Uhr Morgens, ungefähr 200 Meter von dem Wohnhause der Frau Couet entfernt, welches von ihr beim Verlassen verschlossen worden war. Als sie um 9 Uhr zurückkam, fand sie die Thür erbrochen und alle Behältnisse geöffnet; ihr Geld u. ihre Uhr waren geraubt. Man fand nun sogleich, daß von der Stelle an, wo die Frau dem Hausfrevler Pannel begegnet war, sich die Fußspuren des letzteren auf dem damals feuchten Erdboden den ganzen Weg entlang bis zur Thür des Hauses und ebenso auf dem Hofe des letzteren ununterbrochen verfolgen ließen. In der ganzen Umgebung des Hauses waren keine anderen Fußspuren erkennbar als diese; Gensdarmen gingen denselben nach und in allen Verticlichkeiten der Nachbarschaft, wo dieselben hinführten, gaben die Leute auf Nachfrage den Bescheid: „Ja, der Hausfrevler Pannel ist heute Vormittag hier gewesen.“ Es war übrigens auch leicht, der Fahrte des Wissethäters nachzuspüren, denn an der Abfahrtsstelle der Fußspur war überall auf dem von Pannel zurückgelegten Wege der Eindruck von sieben Stiefelnägeln deutlich ausgeprägt. Und richtig! Pannels Stiefel paßten vortrefflich in sämtliche hinterlassene Fußspuren, und der Absatz war mit den sieben verrätherischen Nägeln beschlagen. Niemals schien ein so augenscheinlicher Beweis erbracht zu sein, und bei der Verhandlung vor der Jury hielt man schon das ganze Verfahren mit der in kläglichem Tone vorgebrachten Versicherung Pannels: „Ich bin unschuldig!“ für beendet, als der Advokat Vachaud, der Verteidiger des Angeklagten, sich noch einmal die auf dem Gerichtstische als Beweisstück befindlichen Stiefel bringen ließ. Sie waren von enormer Größe und total mit Schmutz bedeckt. Der Advokat betrachtete sie aufmerksam und fragt dann den Gensdarmen, welcher Pannels Fahrte verfolgt hatte: Wie viel Nägel waren am Absatz der Fußspur ausgeprägt? — Sieben, antwortete der Gensdarm. — Ueberall? — Ueberall. — Ganz recht, ruft nun der Advokat, der eine von den beiden Stiefeln zählt aber 8 Nägel am Absatz; Pannel hat also den ganzen Weg auf einem Beine hüpfend zurückgelegt? Das sehr zahlreiche Auditorium lacht in schallendem Gelächter aus, die Geschworenen befehlen den linken Stiefel, der in der That nicht sieben, sondern acht Nägel hat, und trotz der Bemühungen des ziemlich außer Fassung gebrachten Staatsanwaltes wird Pannel von den Geschworenen nach fünf Minuten für schuldig erklärt.

— Außerordentlich ist die Aufopferung des englischen Arztes Dr. David Lawson in Huddersfield. Er behandelte das Kind eines Constablers an der Diphtheritis und mußte, um es zu retten, die bekannte Schnitoperation vornehmen. Andern Tages sah er, daß das Kind dem Ersticken nahe war, weil sich außerordentlich viel Schleim in der Rachenhöhle angesammelt hatte. Er setzte sofort seinen Mund an die Wunde, saugte einen Theil des Schleimes aus und fuhr damit mittelst einer Glasröhre den ganzen Tag fort. Das Kind starb dennoch nach 3 Tagen, der Arzt erkrankte selber schwer an Diphtheritis, zu welcher sich eine andere Krankheit gesellte, die ihn zur Aufgabe der Praxis nöthigte. Die Königin, die davon hörte, hat ihm eine seltene Auszeichnung für seine Selbstverläugnung zutommen lassen.

Hauptverhandlungen

bei dem königlichen Amtsgerichte zu Eibenstock den 3. August 1881.

Vormittags 9 Uhr: in Privatklagsachen des Fabrikanten Hrn. Ludwig Gläß in Eibenstock gegen Hrn. Curt Brandt daselbst.

Chemischer Marktpreise

vom 30. Juli 1881.

Weizen russ. Sort.		11 Mt. 50 Pf. bis 12 Mt.		— Pf. pr. 50 Rilo.	
weiß u. bunt	11	—	11	80	—
gelb	10	25	11	50	—
roggen alter inf.	9	50	10	20	—
neue frze. Tief.	10	30	10	50	—
russischer	9	30	9	60	—
Braugerste	8	25	9	75	—
Futtergerste	7	25	8	25	—
Safer	7	80	8	20	—
Roherbßen	10	—	10	50	—
Mahl- u. Futtererbf.	9	—	9	50	—
Heu	2	80	3	—	—
Stroh	2	80	3	—	—
Kartoffeln neue	4	—	4	25	—
Butter	2	20	2	60	1

